

Deutschen Rundschau

Nr. 66. Bromberg, den 22. März 1934.



Roman von A. Schöneberg.

(14. Fortsetzung.)

Diplomatische und wirtschaftliche Verhandlungen setzten ein. Ein Heer von Finanz- und Wirtschaftsgrößen wurde in Bewegung gesetzt. Vergebens! Die Nervosität wuchs und verschlimmerte das Übel. Sie blieb nicht bei den Kompanie-Aktien stehen, sondern zog alle bedeutenden europäischen Werte mit in den Strudel hinein.

Nun gab es kein Halten mehr. Auf allen Papiermärkten flogen die Aktien auf. All verloren den Kopf und schufen dadurch erst das Unheil, denn bei Beginn der Aktion befanden sich nur ungenügende Posten von Aktien der S. S. C. in gegnerischer Hand, um damit einen entscheidenden Angriff unternehmen zu können.

Der Bluff war dank der Kopflosigkeit der großen Masse vollkommen gelungen. Die allerwenigsten hatten erkannt, daß das gleiche Aktienmaterial, das gestern in Südafrika angeboten wurde, heute in Amerika auf den Markt flog und morgen in Singapore erschien. Nun aber konnte man hundert zu eins wetten, daß jedes Stück aus weißen Händen in schwarze überging und morgen zu einem Spottkurs wieder angeboten wurde. — Es stellte sich heraus, daß die zuerst in Südafrika auf dem Markt erschienenen Aktien Fälschungen gewesen waren, die erst später durch echte ersetzt wurden. Die Falsifikate waren wieder vom Markt verschwunden. Sie hatten ihre Schuldigkeit getan. Der Run war geglückt. Morgen oder übermorgen meldeten sich die neuen Aktienbesitzer und schickten ihre Vertreter in den Verwaltungsrat: Farbige, Schwarze vor allem!

Wehe dann den Siedlern! Die Schwarzen ernteten, wo sie nicht gesät. Oder aber: Der Krieg setzte ein, der Kampf bis aufs Messer. Der Kampf der weißen Siedler um Haus und Hof, um Besitz und Lebensmöglichkeit! Der Kampf der weißen Rasse um Sein oder Nichtsein!

Isenhardt brach fast zusammen unter der Wucht dieser Ereignisse. Auf ihn prasselten die Liebenswürdigkeiten von allen Seiten herab. Wer ihm nicht offen zusetzte, der tat es mit Andeutungen und versteckten Spitzen. Er hatte die Zusammenhänge von Anfang an klar durchschaut, er stemmte sich mit allen verfügbaren Einwänden gegen die Flut der Kopflosigkeit. Vergebens! Sein Wort galt nicht mehr, seine Erklärungen waren wertlos, seine Ansichten töricht, sein Rat gefährlich. Er war der Mann, der die Siedlungsgesellschaft in dieses zweifelhafte Großunternehmen hineingefahren hatte, das schon zu Beginn Todesschatten vorauswarf. Er — er ganz allein!

Das Unternehmen stockte. Zunächst vorübergehend und an einzelnen Stellen. Dammbau und Tunnelbohrung wurden eingestellt. Dann erlosch sogar die Neukultivierung an allen etwas schwierigen Arbeitsstellen. Die bereits bewilligten Gelder gingen nicht ein, neue Kredite waren für keine Sicherheit der Welt zu bekommen. Fast erschien es, als sei der Untergang des blühenden Unternehmens gewiß.

In höchster Not bot sich eine rettende Hand! Die Bank von Afrika bot einen Milliardenkredit zu erträglichen Zinssätzen, aber unter der Bedingung, daß sie mit 51 Prozent an der Verwaltung beteiligt würde.

Jetzt aber zeigte sich, daß die Spekulation der Schwarzen grundfalsch war. Das nationale Bewußtsein der weißen Welt flammte auf. Das Angebot der S. S. C.-Aktien auf den weißen Märkten versiegte. Die Länderregierungen leiteten Stützungsaktionen ein. Anleihen wurden aufgelegt und — gezeichnet. Noch einmal flossen Kapitalien. Die notwendigsten Arbeiten wurden fortgesetzt, an verschiedenen Stellen sogar mit außerordentlicher Beschleunigung.

*

Isenhardt zermarterte sein Hirn mit Fragen und Zweifeln. Hatte er durch sein Projekt tatsächlich dieses Chaos heraufbeschworen?

Neben diesen Sorgen stand die Angst um das Schicksal zweier Menschen: Rauenstein und Gerlinde.

Einmal, in einer Stunde verzweifelten Brütens summte der Fernempfänger, der in letzter Zeit fast unaufhörlich Tag und Nacht auf Empfang gestanden hatte. Mechanisch nahm Isenhardt den Hörer und — — — ließ ihn im nächsten Augenblick fast aus der Hand fallen. Sein in den Schreckenswochen schmal gewordenes Gesicht verfärbte sich.

„Hier Harald Rauenstein! Bitte, wer dort?"

Narrte ihn seine überreizte Phantasie? Er war unfähig zu antworten.

„Hier Rauenstein! Wer hört?"

Wieder keine Antwort.

„Wer ist am Apparat? — Bist du es, Reinhold? Aber so antworte doch!

Nur ein Schluchzen kam aus der Kehle des Mannes.

„Hallo! Hallo!"

Endlich raffte sich Isenhardt aus seiner lähmenden Starre auf. Seine Stimme zitterte. „Bist du es wirklich, Harald?"

„Aber natürlich, Menschenskind! In alter unverwüstlicher Frische! Du brauchst nicht zu fürchten, daß unser runzliger Planet etwa Kurzschluß mit dem alten Petrus bekommen hätte und ich telephonierte von oben!"

„Von wo sprichst du?"

„Von Alexandria aus. Es ist ja von hier nur ein Katzensprung bis zur dir, aber ich habe wirklich nicht die Zeit, diesen Katzensprung zu tun. Muß eben ein bischen nach Osten fahren. Indien oder so. Finde es augenblicklich äußerst interessant an den verschiedensten Punkten dieser wunderlichen Welt."

„Und woher kommst du? Wo warst du?"

„Hm, wo? — Frage! Ganz berechtigte Frage! Leider kann ich sie dir nicht ganz genau beantworten. — Irgendwo

war ich natürlich. Nehmen wir an: Sommerfrische! Tadelloser Aufenthalt übrigens! Die Leute könnten ein Bombengeschäft machen, wenn sie sich nicht so sehr isolieren wollten. Leider habe ich mich verpflichten müssen, keine Reklame für ihr Unternehmen zu machen. Nebenbei. — — Ich habe in meiner Sommerfrische schwer auf Langstreckenlauf trainiert, bin fabelhaft in Form! — Aber du sagst ja gar nichts, lieber Reinhold!"

Isenhardt fehlten in der Tat die Worte. Dafür durchflutete eine irrsinnige Freude den einsamen Mann. Wenn man diesen unbekümmerten Menschen so plaudern hörte und sich dazu sein lachendes Gesicht vorstellte, dann schien das ganze fürchterliche Dunkel ringsum mit einem Schlag lichtem Gewölk zu weichen. Isenhardt atmete lang und tief.

„Hörbarer Seufzer der Erleichterung!" stellte Rauenstein fest, „nun, bitte, die Worte dazu!"

„Ja, mein lieber Harald, wenn du einen nicht zu Worte kommen läßt! Ich freue mich natürlich riesig . . ."

„Jungmädchen-Pensionsstil!"

„Ich habe entsetzliche Angst um dich aus . . ."

„Alte Jungfrauen und die Maus! Brr!"

„Schrecklicher Mensch!"

„Danke! Ganz passable Ansicht! — Was ich noch sagen wollte: Ihr scheint ein wenig den Kopf verloren zu haben, ihr guten, alten Europäer! Aderverkalkung, was? — Als ich aus dem Wochenende kam und seh' die Bescherung . . . . Mensch, denk ich, halt den Adam an, sonst bleibt dir die Spucke weg, wie man an der Spree sagt. Und der Rede kurzer Sinn . . . Kannst du mir nicht mit einigem kleinen Geld hilfreich unter die Arme greifen?"

„Ja, gerne! Wohin soll ich es schicken?"

„Schicken nicht gerade! Kaufe für mich so viel Aktien der S. S. C., wie du nur . . . bezahlen kannst! Je fauler, desto besser!"

„Ist das dein Ernst?"

„Mein Todernst sogar! — Diese Sache läßt mich — neben anderem — die Fahrt nach Osten antreten. Habe gehört, daß dort die Kurse noch etwas besser sind, für mich natürlich. Mensch, diesmal werde ich Millionär, vorausgesetzt, daß mein Kapital reicht."

„Stehst du die Angelegenheit nicht etwas zu optimistisch?"

„Aber woher denn, lieber Freund! Wo ich doch jetzt wieder in der Gegend bin! Was tief fällt, wird höher steigen! — Was also macht der Sport?"

„Der . . . was?"

„Der Sport, lieber Freund! . . . S wie Susi, p wie pumpen, o wie Ochse usw. . . . klar?"

„Vollkommen! Aber ich habe wirklich keine Zeit bekommen, an Sport zu denken. Später . . ."

„. . . und früher hast du dich doch ganz besonders für Gerwerfen interessiert. Ich weiß doch noch, zu welch fabelhaftem Ergebnis du es darin gebracht hast. Ich werde dir demnächst einen Ger vorlegen . . . Junge, ein Produkt! delikat . . . ein Meisterwerk. In irgendeinem Winkel von mir entdeckt! Wo, ist natürlich Geheimnis! Wenn du etwas Geduld aufbringst, werde ich dich zur vollkommenen Zufriedenheit bedienen. Jetzt muß ich die Quasselei leider abbrechen. Ich spreche nämlich über den Sender des Hotels, und hinter mir steht schon ein rasendes Heer heulender Reporter. Good night! Freund, geliebtes!"

Isenhardt saß wie betäubt. War er eingeschlafen und hatte ein schöner Traum ihn genarrt? — Nein, der Klang der Stimme lag noch in seinen Ohren. Harald Rauenstein war einer großen Gefahr entronnen, er war wieder zurück! Und die Botschaft, die er brachte, war die beglückendste, die Isenhardt bekommen konnte: Rauenstein hatte Gerlinde gefunden! Er würde das Mädchen befreien! Der schlaue Fuchs ging im Leben nicht nach Indien. Das verbreitete er nur durch den Äther, um seine Verfolger abzulenken. Rauenstein war auf einem ganz anderen Pfade.

Das fühlte der Einsame wohltuend: Er war nicht mehr allein! Reinhold Isenhardt schlief in dieser Nacht zum erstenmal seit Wochen fest und traumlos.

Isenhardt wurde durch ein energisches Klopfen an der Tür seines Schlafzimmers geweckt. Verstört fuhr er auf und blickte auf die Uhr. Schon einhalb neun? . . . Er erinnerte sich plötzlich des Gespräches der vergangenen Nacht und sprang mit einem Satz aus dem Bett.

„Was gibt's, Fritz?"

„Sir Kitchener of Khartum wünscht Sie zu sprechen."

„Bitte den Herrn General um zehn Minuten Geduld!" rief Isenhardt, schon im Sprung unter die kalte Dusche. — In zehn Minuten stand er dem hohen Besuch gegenüber. Kitchener war der Oberbefehlshaber der S. S. C.-Truppen in Nordafrika.

Der General, ein hochgewachsener Sechziger, erhob sich bei Isenhardts Eintritt rasch und schüttelte dem Ingenieur die Hand wie einem alten Frontkameraden.

„Ich bitte sehr um Entschuldigung, daß ich Sie warten ließ, Herr General. Es war nach langer Zeit meine erste gute Nacht!"

„O, keine Ursache! Es ist mein Fehler, daß ich Sie so früh überfalle! — Was verschaffte Ihnen die gute Nachtruhe, wenn ich fragen darf?"

„Gute Nachrichten, Sir. Der verschwundene Journalist Rauenstein, ein guter Freund von mir, ist wieder aufgetaucht. Ich habe vergangene Nacht mit ihm fernmündlich gesprochen. Er hat meine Nichte — Sie kennen, Herr General, die Geschichte dieses Mädchenraubes — gefunden. Wenigstens kennt er ihren Aufenthaltsort und hofft auf ihre Befreiung."

„Ah, das freut mich für Sie, mein Freund! Was mich zu Ihnen führte . . ."

Die Sorgenfurchen auf der Stirn des Generals vertieften sich. Auf seinem Gesicht stand zu lesen, daß er zu schwer an der eigenen Verantwortung trug, als daß er lange bei den Angelegenheiten seiner Mitmenschen hätte weilen können.

„Wenn ich recht vermute, Herr General, so kommen Sie wegen meiner seinerzeitigen Bitte, absolut zuverlässige Offiziere und Mannschaften der Genietruppe im Scheinwerferdienst und Elektrizitätswesen besonders ausbilden zu lassen."

„Kein Augenblick wäre günstiger als der gegenwärtige, eine neue Waffe, die ich hinter Ihrem Auftrage vermute, in die Hand zu bekommen. Und in keinem Augenblick wäre es notwendiger."

„Sie werden sehen, Sir, und ich hoffe, Sie nicht zu enttäuschen. Wie steht die allgemeine Lage bei der Truppe?"

„Die Truppe ist unbedingt zuverlässig, aber . . . . sie ist viel zu schwach. Der Neid der europäischen Regierungen auf uns verhindert die unbedingt notwendige Verstärkung unserer Kampfformationen. Man fürchtet einen Staat im Staate. Ich kämpfe seit Jahr und Tag um Erhöhung meiner Kontingente und das Ergebnis . . . Nichts!"

„Wer ist denn der Störenfried? Man sollte doch jenseits des Mittelmeeres einsehen . . ."

„Natürlich! Man sollte . . . aber man sieht nicht ein! Da ist Frankreich! Sie reden immer noch von Sicherheit, wie sie seit Jahrzehnten von nichts anderem gesprochen haben. Sicherheit? Gegen wen? Gegen was? — Inmitten rein weißem Lande konserviert dieses Volk einen fabelhaften Festungsgürtel wie eine Reliquie! Seit Jahrhunderten nimmt es den Mund voll von Friedensliebe und Gerechtigkeit und versteht darunter seine unbestrittene Vorherrschaft in Europa. Ja, ich bin ihnen ein Dorn im Auge. Wenn sie mich springen lassen und durch die Epauletten von der Seine ersetzen könnten, dann wäre Frankreichs Sicherheit hier im Süden entsetzlich bedroht, dann müßten sämtliche Staaten ihre militärischen Machtmittel zur Verfügung stellen. Restlos und unverzüglich! Das ist es, mein Freund!"

Isenhardt wußte, daß der General leider allzu wahr sprach, und dieser wiederum fühlte, daß er bei diesem schweigsamen Deutschen seinem bedrängten Herzen unbekümmert Luft machen konnte.

Isenhardt nickte stumm Bejahung. Er wußte nur zu gut: Ohne dieses Land wäre Europa ein Menschenleben früher zur Befriedung gelangt.

Das Frühstück war beendet. Isenhardt drängte zum Aufbruch

(Fortsetzung folgt.)

Das heutige schwarze Afrika.

Von Geheimrat Leo Frobenius.

Es ist jetzt etwa ein Vierteljahrhundert verstrichen, da wanderte ich eines schönen Morgens allein durch den Wald des Kassai. Es galt eine Ortschaft zu besuchen, die noch niemals einen europäischen Gast auf ihren Straßen gesehen hatte. Allein ging ist nun voran, um den Eingeborenen einer ungewöhnlich ernsten, stolzen und zurückhaltenden Rasse nicht als ersten Eindruck vom „Europäer" den des machtmäßigen Übergewichts zu bieten. Also hielt ich unter diesen Wilden als erster Mensch unserer Rasse und allein Einzug. Und welches war der Erfolg?

Meinerseits ein ungeheures Staunen: vor mir eine breite Straße, an der geradezu bewundernswert schöne Blatt- und Mattenhäuser mit Satteldächern, breiten Doppeltürfenstern und kunstvoll geschnitzten Pfeilern und Rahmen lagen. Die Menschen, in herrlichste Plüschstoffe gekleidet, mit schön gezierten Kopfputzen, prachtvollen Dolchen im Gürtel, standen in Gruppen beieinander oder lehnten bequem und behaglich ihre Pfeife schmauchend in den „Fenstern" und — kümmerten sich kaum um mich. Ja, das war die Wirkung des ersten Auftauchens eines Europäers auf diese „Barbaren"! Eine Selbstbeherrschung, die nur als Blüte allerhöchster Bildung bezeichnet werden kann. Denn als ich nach freundlichem Grußwechsel meine Hände gegen die ihren legte, da fühlte ich, wie diese zitterten. Diese Erfahrung lehrte, daß die natürliche Schönheit und Stilklarheit, die allen künstlerischen Arbeiten dieses Volkes des Pianga eigen war, durchaus nichts anderes bedeutete als den Ausdruck einer ihrer Seele eigenen Kultur. Und so ist es nicht nur mir ergangen; das gleiche erlebten z. B. Georg Schweinfurt unter den Mangbattu, die ersten Seefahrer und Entdecker in den Eingeborenenreichen, die noch im 15. Jahrhundert an der Westküste blühten.

Dies war einmal. Und was ward daraus? Nun, zweierlei recht Verschiedenes, so Abweichendes, daß man meinen möchte, so Gegensätzliches könne nicht auf gleichem Boden und aus gleichem Stamme gedeihen. Beide Erscheinungen mögen durch zwei entsprechende Bilder charakterisiert werden.

Es war ein schöner Herbstsonntag des Jahres 1910. Wir befanden uns in der westafrikanischen Küsten- und Handelsstadt Lagos. Ich wanderte am Abend mit einem meiner Kameraden die Hauptstraße entlang. Es wimmelte von Negern beiderlei Geschlechts, alle in europäischer Gewandung, die zum Teil sonntäglich geputzt der Kirche zuströmten, zum Teil aber auch in schlimmster Verlumptheit. Die größten Gegensätze. Viel schroffere, als wir sie je in Europa sehen. Denn dem afrikanischen Neger mit seiner ungemein weichen und schleifenden Bewegung steht eine Gewandung, wie sie der europäisch konzentrierten Geistigkeit unserer Zeit entsprossen ist, von Natur ganz und gar nicht, und er, der in seiner natürlichen Barbarei ein würdiger, stilklarer Typ ist, verfällt sehr leicht in die Karikatur. Der Sonntagabendspaziergang lehrte das in verblüffender Weise durch einige Szenen.

Da das Volk sich auf dem Bürgersteig ziemlich stark drängte, bewegten wir uns auf dem Fahrdamm, nur durch die Radfahrer und in eleganten Dogcarts Kutschierenden behindert. So gelangten wir zur Kirche, aus deren riesenhaften geöffneten Fenstern ein Lichtmeer ausströmte. Da saßen sie nun, die Hunderte von schwarzen Herrlein und Dämlein, alle in den schönsten modischen Hüten, Röcken, die Herren mit zierlichen Stöcklein, die Damen mit wundervollen Schirmchen spielend. Wohl sangen sie kirchliche Lieder; aber mit ihrem Augenspiel bewiesen sie, daß diese Gesellschaft auch nicht mit einem allergeringsten Teilchen von Frömmigkeit oder heiliger Scheu belastet war. Ihre Blicke glitten in unverfrorener Weise zum Fenster heraus und verrieten, daß nur eine Frage jedes Gemeindeglied bewegte, ob die zu Hunderten draußen Zuschauenden auch gerade ihn in seiner herrlichen europäischen Schönheit würdigten.

Auf dem Rückweg erlebten wir das entsprechende Gegenstück. Der Tag war sehr heiß gewesen und hatte manches Kehlenbedürfnis erweckt. Ein mehr oder weniger grobes Alkoholparfüm war den meisten der zerlumpten Gestalten eigen. Kommt ein europäisches Herrlein auf dem Bürgersteig daher. Ein Zusammenprall! Der Europäer fliegt auf die Straße. Ein schwarzer Polizist steht lachend daneben. Die schwarze Korona ist sich einig darüber, daß der Bürgersteig für die Eingeborenen da ist und nicht für die „bloody foolish" Europäer!

Das ist der Stil der europäischen Eingeborenenkultur an der Westküste, die die weiße Rasse erobert hat mit Sklavenhandel, Steinschloßgewehren, Schnaps und — auch Mission.

Ein anderes Bild des Lebens, das jüngst in Südafrika an mir vorüberzog. Der Ort der Handlung ist das Eingeborenenfürsorgeamt, die Zeit ein Montagmorgen. An einem kleinen Tisch sitzt der weißbärtige Amtsleiter, umgeben von mehreren seiner polizeiartig gekleideten schwarzen Gehilfen (Messenger)! Draußen hockt eine ganze Reihe von Eingeborenen, die eine merkwürdige Mischung von Trachten aufweisen, vom einfachsten eingeborenen Hüftbehang bis zum elegantesten Leder-Sportdreß. Einer nach dem andern tritt die Stufen zur Veranda hinauf und erfährt Erledigung seiner Angelegenheiten.

Ein Mann in mittleren Jahren, sein recht schäbiges Gewand mit Würde tragend, beschwert sich darüber, daß der ihm gelieferte Baumwollsamen schlecht aufgegangen sei. Er hat Proben sowohl von dem Samen wie von der Erde, in die sie gelegt wurde, mitgebracht. Der Amtsleiter beauftragt einen Messenger, die Proben zur Pflanzungsprüfstation zu bringen und am gleichen Nachmittag noch die Farm des Bauern zu inspizieren.

Ein Mann in sehr elegantem Lederdreß, der auf einem Motorrad gekommen ist, bittet darum, daß die Zufahrtstraße zu seinem Store aufgebessert werden möchte, da er so die kommende Ernte nicht in seine Speicher einfahren könnte.

Ein Bauer in einfachem Lendenbehang bittet im Namen seines Dorfes darum, daß ihm doch ein anderer Bulle geschickt werden möge; eine sauber gekleidete Frau, daß der Arzt bei ihr vorbeikommen möchte, weil zwei ihrer Kinder den Keuchhusten hätten. Ein aufgeputzter Schneider hat seine in Unordnung geratene Nähmaschine mitgebracht und fragt, ob der Herr Amtsleiter nicht seinem Driver (Chauffeur) erlauben wolle, sie zu prüfen.

So geht das weiter, Stunde um Stunde, Tag für Tag. Das, was wir hier erlebten, können wir genau ebenso antreffen in den heutigen Missionen, in den Schulgebäuden, in den Gesundheitsämtern! Der erst am Ende des vorigen Jahrhunderts mit uns Weißen in Berührung gelangte Afrikaner ist einem würdigeren Europa in die Arme gefallen, das nicht erst die alte Kultur in den Seelen der Eingeborenen zerstört, um dann in die unfruchtbar gewordenen Seelen seine Samenkörner zu streuen.

Vielmehr hat es Europa eingesehen, daß alte Kultur die beste Prädisposition für Neuzucht ist. Wir haben heute schon in Afrika, sowohl im Osten als auch im Süden, eine ganze Reihe von Herrschern, die aus dem alten Zustand direkt in einen neuen übergeleitet wurden, die ein hohes Verständnis für moderne Kulturaufgaben besitzen und der europäischen Erziehung alle Ehre machen.

Inwieweit allerdings dieses Selbständigmachen sich auf die Dauer mit unserem nachgerade altertümlich gewordenen kolonialen Machtbedürfnis in Einklang bringen lassen wird, ist eine andere Frage, die heute noch völlig ungeklärt erscheint.

Das Land der glücklichen Ehen.

Im fernen Hinterindien, im nördlichsten Teil der großen Provinz Birma, liegt das Paradies der Frauen, das Land, in dem die Frau und Mutter die höchste Achtung und Wertschätzung genießt, in dem es die glücklichsten Ehen der Welt gibt.

Ganz im Gegensatz zu ihren Geschlechtsgenossinnen in den übrigen Ländern Asiens wächst die Birmanerin in vorbildlicher Selbständigkeit und Unabhängigkeit auf, die sie auch Zeit ihres Lebens bewahrt. Religion, Gesetz und Sitten bewahren ihnen eine dem Mann durchaus gleichberechtigte Stellung. Sie nehmen den Platz in der Volksgemeinschaft ein, der ihnen gebührt, sie sind Hüterin der Familie und des häuslichen Herdes und kluge Beraterin des Mannes, der ihre Ansicht wohl zu schätzen weiß. Freilich verfügen sie nicht über allzu tiefe Schulbildung, denn

der Unterricht in den Klöstern ist den Knaben vorbehalten, doch können fast alle Städterinnen und die Mehrzahl der Landbewohnerinnen lesen, schreiben und rechnen. Und da die Frau seit altersher einen gehobenen Platz in der Familie behauptet und sich in jeder Hinsicht ein eigenes Urteil bilden darf, sieht sie mit ihren klugen braunen Augen das Wesen der Dinge und kann dem Gatten oder dem Sohne wertvolle Ratschläge geben.

In der Kochkunst erweisen sich die birmanischen Hausfrauen als unübertrefflich, und in den Fertigkeiten des kunstvollen Webens, Nähens und Stickens sind sie wahre Meisterinnen. Die Kleidung für die ganze Familie, Teppiche und Gardinen fertigen sie mit geschickten Händen selbst an. Auch kleine Tischler- und Zimmermannsarbeiten werden von der Frau und den Töchtern des Hauses selbst hergestellt.

Selbstverständlich ist die junge Birmanerin auch nicht damit einverstanden, daß der zukünftige Ehegatte ihr von den Eltern bestimmt wird, wie es in fast allen indischen Provinzen der Fall ist. Sie wählt sich den Zukünftigen selbst aus und folgt der Neigung ihres Herzens. Geheiratet wird für orientalische Begriffe ziemlich spät, zwischen dem 18. und 20. Lebensjahr. Sehr selten sind ausgesprochene Vernunftsheiraten, bei denen sich der Ehekandidat nur nach Stand und Reichtum des Mädchens richtet oder umgekehrt von der Erwählten nur seines Reichtums und Ansehens wegen erhört wird. So erklärt es sich auch, daß man in Birma fast nur glückliche Ehen findet, die bis zum Tode andauern, obwohl die Scheidungsgesetze schon aus geringfügigen Gründen eine Trennung möglich machen.

Dem Eheroman geht die anmutige Werbung voraus, die meist mit der Entführung der Auserkorenen endet. Wenn die beiden Liebenden sich einig sind, aber mit dem Widerstand der Eltern rechnen müssen, verabreden sie eine mondhelle Nacht, in der die romantische Entführung stattfinden soll. Zur festgesetzten Stunde erscheint der Bräutigam unter dem Fenster seiner Liebsten, die sich in ihre schönsten Gewänder hüllt und behutsam aus dem Fenster klettert, um sich gern und willig von dem Auserkorenen entführen zu lassen. Die beiden verbergen sich dann gewöhnlich in einer der zahlreichen Holzhauerhütten des nahen Waldes; ein Körbchen mit Reis und etwas Backwerk bildet den ganzen Lebensmittelvorrat. Denn erfahrungsgemäß dauert es nur wenige Tage, bis die Eltern das Mädchens oder irgend ein würdiger Vertreter der Familie des Mannes vor der Hütte erscheinen und das Paar höflich und liebenswürdig zur Heimkehr auffordern. Im Hause der Braut hat man inzwischen alles für die Hochzeit vorbereitet, denn wenn sich das junge Mädchen von dem Auserwählten entführen läßt, so weiß die Familie, daß sein Entschluß, diesen und keinen anderen zu heiraten, unabänderlich ist, und sie gibt ihren Widerstand auf. Die Formalitäten bei der Eheschließung erinnern an die bei uns übliche Eintragung in das Register des Standesamtes. Das junge Paar erklärt feierlich vor den Mitgliedern der Familie und dem anwesenden Vertreter der Stadt- oder Dorfverwaltung, daß es die gesetzliche Ehe eingehen will, darauf essen beide ein paar Happen aus der „gemeinsamen Schüssel", eine symbolische Handlung, die zum Ausdruck bringen will, daß sie fortan Freud und Leid und auch alle materiellen Güter miteinander teilen wollen, und die Eheschließung ist vollzogen. Dann kann der Hochzeitsschmaus beginnen, an dem die ausgedehnte Familie teilnimmt und der meist mehrere Tage dauert.

Von dem Recht der Ehescheidung — es genügt, wenn man zum Dorfältesten geht und ihm sagt, daß man sich nicht mehr versteht — wird in den seltensten Fällen Gebrauch gemacht. Wenn aber einmal eine Ehescheidung stattfindet, so kann man mit fast hundertprozentiger Sicherheit voraussagen, daß die beiden Partner sich früher oder später zu einer neuen Ehe zusammenfinden.

Die Birmanerin erweist sich auch als tüchtige Hilfskraft im Beruf ihres Mannes, besonders in den Städten und größeren Marktflecken, wo der Mann sich durch den Handel mit Webwaren, Lebensmitteln und keramischen Erzeugnissen sein Brot verdient. In den Basaren, in denen feine Seidenstoffe, Baumwolle, Kattun, hübsche Sandalen und Schmucksachen feilgeboten werden, trifft man fast ausschließlich Frauen als Händlerinnen. Vier volle Stunden lang übt die Birmanerin täglich diesen Beruf aus, dan widmet sie sich wieder ganz der Hausarbeit. Von dem Erlös der von ihr verkauften Waren behält sie einen großen Teil, über den sie nach Belieben verfügen kann. Die heranwachsenden Kinder gehen den Eltern zur Hand, die Mädchen helfen im Haushalt und üben sich in der Kunst des Webens und Stickens, während die Knaben den Vater auf das Feld oder in den Basar begleiten. Am Nachmittag findet sich dann die Familie im Hause zusammen und bespricht das Programm des Abends, der im Freundeskreis verbracht wird. Das Wort der Mutter, die man als die Trägerin des Lebens und die Seele des Hauses achtet, hat im Lande der glücklichen Ehen fast prophetische Kraft.



Lustige Ecke

Warum nicht deutlich!

Der Makler Meyerhold erholte sich an der See von den Strapazen der Börsenschlacht. Bei seinem Wirt, einem braven Fischer, erkundigte er sich über die Eigentümlichkeiten des Meeres.

„N", erklärte der Fischer, „wenn alles steigt, dann heißen wir es Flut, und wenn alles fällt, dann heißen wir es Ebbe . . ."

Meyerhold zuckte die Achseln.

„Wozu immer diese Fremdwörter?. Sagense gleich Hausse und Baisse, und jeder ist im Bilde.

Grabrede.

Als die „Bank für Handel und Grundbesitz" zusammenkrachte, da schrieb ein in Mitleidenschaft Gezogener an die verschlossene Türe:

„Wie hat sie gehandelt an uns und welchen Grund dazu besessen?"

Letzter Ausweg.

„Gewiß, deine Braut hat Geld, aber bedenke, wenn du sie heiratest, mußt du Rauchen und Trinken aufgeben!"

„Freilich, aber wenn ich Sie nicht heirate, muß ich das Essen aufgeben!" (Passing Show.)

Der Grund.

„Der Arzt hat meiner Frau das Kochen verboten."

„Wieso? Ist sie krank?"

„Nein. Aber ich." (Tit Bits.)

*



„Beißen die Fische heute?"

„Nee — heute sind sie friedlich."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.